

Weihnachten 2014

weltweit

Das Magazin der Jesuitenmission



Liebe Freundinnen und Freunde unserer Missionare und Partner weltweit!



Weihnachten ist ein Fest der Freude im Kreise der Familie. Passen die Themen unserer weltweit-Ausgabe überhaupt zu dieser Zeit? Waisenkinder in Simbabwe, Bilder eines Künstlers aus dem Bürgerkriegsland Syrien, neu begonnene Projekte für Flüchtlinge im Norderak, eine Ausstellung zu Flucht und Vertreibung im Wandel der Zeit. Vor kurzem besuchte mich Pater Paterne Mombe in Nürnberg, der das Aidsnetzwerk der Jesuiten in Afrika (AJAN) leitet. Er erzählte mir, dass sie jetzt mit Kursen begonnen haben, um Gesundheitspersonal im Umgang mit Ebola-Patienten zu schulen.

Wenn ich mir die Projektunterlagen, Anträge, Berichte und E-Mails ansehe, die in den letzten Monaten über meinen Schreibtisch gegangen sind, habe ich manchmal den Eindruck, dass die vier apokalyptischen Reiter Krieg, Tod, Hunger und Krankheit im Moment durch die ganze Welt zu galoppieren scheinen. Wie kann da weihnachtliche Freude aufkommen?

Vor einigen Jahren hatte eine unserer Freiwilligen, die heute beim Flüchtlingsdienst der Jesuiten arbeitet, einen Bericht über ihren Einsatz geschrieben mit dem Titel: „Makumbi, mein Paradies“. Die Begegnung mit den Waisenkindern war für sie ein Geschenk gewesen. Und tatsächlich ist es ganz oft so, dass in der Begegnung mit Armen, Notleidenden und Kranken unglaublich viel Lebenswille, Hoffnung und Freude zu spüren sind. Die Kinder in Makumbi sprühen vor Lebensenergie, auch wenn jedes von ihnen eine traurige Geschichte mit sich trägt. Die Freude über das neugeborene Baby in einem Flüchtlingszelt im Norderak ist riesig und wird mit den Besuchern geteilt.

Weihnachten lässt sich überall finden. Flucht und Vertreibung gehören ebenso zum Geschehen jener ersten Weihnacht, in der Gottes Sohn selber das Schicksal derer geteilt hat, die heute zu vielen Millionen eine neue Heimat suchen.

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Verbundenheit mit uns und wünsche Ihnen allen Gottes reichen Segen für das neue Jahr 2015.

Ihr



Klaus Vähröder SJ
Missionsprokurator



Titel Simbabwe:
Alltag im Kinderdorf Makumbi

Rücktitel Bolivien:
Josefs Traum von Severino Blanco

Eine Familie mit 90 Kindern → 4

Leben und Alltag im simbabwischen Kinderdorf Makumbi

Mit Gott für eine bessere Welt → 9

Admire Nhika SJ aus Makumbi stellt sich vor

„Ihre Kinder sind dann unsere Enkelkinder“ → 10

Interview mit Sr. Alois Nyanhete

Unsere Spendenbitte für Makumbi → 11

Helfen Sie mit Ihrer Weihnachtsgabe dem Kinderheim!

Verlorene Heimat → 12

Ein Bilderzyklus des syrischen Künstlers Farid Georges

Die Hoffnung sehen → 22

Neue Projekte für Flüchtlinge im Nordirak

Die Kunst der Rückkehr → 24

Paula Grzesiek schreibt über ihre Erfahrungen

Ein Jahr nach Haiyan → 26

Wie sieht es auf der philippinischen Insel Culion aus?

Der tanzende Jesuit → 28

Saju George SJ hat ein Zentrum für Kultur gegründet

Der Regenfänger → 30

Die Watershed-Methode von Hermann Bacher SJ

weltweit notiert → 33

Aus der Jesuitenmission: Nachrichten und Termine



Eine Familie mit 90 Kindern

Im simbabwischen Kinderdorf Makumbi leben 90 Mädchen und Jungen in familienähnlichen Strukturen.

Es ist ein Gefühl, als würden fünfzig Kinderhände gleichzeitig an mir ziehen. „Kennst du Bayern München?“ „Mach ein Foto von uns, mach ein Foto von uns!“ „Mein Lieblingsverein ist Chelsea!“ Die Kinder lachen, hüpfen und umringen mich. Schüchtern sind die meisten nicht. Ein kleiner Trupp setzt sich schließlich durch und zeigt mir das Gelände: Gemüsegärten, Hühnerställe, zwei Milchkühe, ein überdachter Platz zum Wäschewaschen mit tiefen Spülbecken aus grauem Stein und vielen Wäscheleinen, ein Kindergarten, ein kleiner Spielplatz mit verrosteten Geräten und zu guter Letzt die mit geometrischen Mustern verzierten Wohnhäuser – das Herzstück des Kinderheims in Makumbi.

Ausgesetzt im Nachtclub

Rund 90 Mädchen und Jungen leben hier, vom Säugling bis zum Teenager.

Die 18-jährige Mazvita gehört zu den ältesten: „Ich bin seit 1996 hier. Am 25. Dezember werde ich 19 Jahre alt. Ich bin im Abschlussjahr der High School und möchte nächstes Jahr zur Universität gehen. Mein Wunsch ist, Rechtsanwältin oder Sozialarbeiterin zu werden.“ So wie Mazvita sind viele der Kinder bereits als Babys im Heim aufgenommen worden. Ein heute achtjähriges Kind wurde als Neugeborenes von einem Nachtwächter neben den Toiletten eines Nachtclubs am Rande der Hauptstadt Harare gefunden. Die fast gleichaltrige Melissa kam als vierzehn Tage altes Baby über die Mutter Teresa Schwestern aus Mbare, die für sie einen Platz suchten. Melissa ist mittlerweile im zweiten Schuljahr, ein fröhliches Kind, das Makumbi als seine Heimat betrachtet. Für viele ist das Heim das einzige Zuhause, das sie kennen. Sie wurden als Babys ausgesetzt, vor die



Türen von Pfarrhäusern, Ordenskonventen, Polizeistationen gelegt oder im Krankenhaus zurückgelassen. Andere Kinder haben durch HIV/Aids alle Verwandten verloren, die für sie hätten sorgen können. Wieder andere kommen aus Familiensituationen, in denen sie so massiv misshandelt oder vernachlässigt wurden, dass sie vom Jugendamt in Obhut genommen wurden. Das Jugendamt vermittelt die Kinder in zumeist kirchlich geführte Waisenheime, für die Betreuung und Versorgung der Kinder zahlt es aufgrund der klammen Kassen in Simbabwe schon lange nicht mehr.

Acht Häuser und Familien

In Makumbi wachsen Mädchen und Jungen in altersgemischten Gruppen wie Geschwister auf. Heimleiterin Schwester Alois erklärt das Konzept: „Das Kinderdorf besteht aus acht Häusern oder Familien, in denen jeweils zehn bis zwölf Kinder leben. In jeder Familie gibt es eine Mutter, die sich um die Kinder kümmert und rund um die Uhr für sie da ist. Viele unserer Kinder sind traumatisiert und

haben Schlimmes erlebt, sie nennen die Hausmutter trotzdem Mama, obwohl sie nicht ihre leibliche Mutter ist. Die Kinder sind sehr unterschiedlich, einige sind aggressiv, andere sind sehr höflich und zurückhaltend, das ist abhängig von dem, was sie erlebt haben. Durch die Struktur der Familienhäuser haben die Kinder das Gefühl, irgendwo dazu zugehören, sie sind Teil eines Familienlebens und das ist sehr wichtig für sie.“

Rückgrat und Seele

Die 12 Hausmütter sind Rückgrat und Seele des Kinderheims. Sie sind nicht unbedingt ausgebildete Erzieherinnen, bringen als gestandene Frauen aber viel praktische Erfahrung in simbabwischer Kindererziehung und Haushaltsführung mit. Ihr Arbeitstag ähnelt dem Tagesablauf vieler Mütter in Simbabwe: Um fünf Uhr aufstehen, Wasser holen, Frühstück vorbereiten, Kinder wecken, die Großen zur Schule schicken, die Kleinen betreuen, Gemüse ernten, Hühner versorgen, waschen, kochen, putzen – und nebenbei Tränen trocknen, Streit schlichten,

Szenen aus dem Kinderheim in Makumbi. Rechts auf dem Bild ist Hausmutter Bernadette mit der kleinen Lena.



Arbeit im Gemüsegarten, damit es genug zu essen gibt. Die fünfjährige Laina möchte später einmal Nonne werden.



Fehlverhalten tadeln und dafür sorgen, dass zehn Kinder ihre Aufgaben im Haushalt übernehmen, für die Schule lernen und rechtzeitig ins Bett kommen. Nach einem 16-Stunden-Tag kann auch die Hausmutter um neun Uhr abends schlafen gehen – wenn denn das Baby im Gitterbett in ihrem Zimmer ruhig bleibt und keines der anderen Kinder krank wird oder mit Alpträumen aufwacht.

Liebe ist das Wichtigste

Mai Goteka, die vor kurzem in den Ruhestand gegangen ist, war fast vierzig Jahre lang Hausmutter in Makumbi und hat viele Kinder aufwachsen sehen: „Im Grunde sind alle Kinder gleich. Wir müssen sie so behandeln, dass sie einen guten Weg finden. Sie sind wie unsere eigenen Kinder.“ Hausmutter Bernadette, 49 Jahre alt und Mutter eines erwachsenen Sohnes, fügt hinzu: „Wir Mütter geben den Kindern Liebe, denn das ist das Wichtigste im Leben eines Kindes.“ Die 34-jährige Mai Immaculate arbeitet seit drei Jahren als Hausmutter in Makumbi. Ihr Mann starb 2008 und sie suchte händeringend Arbeit, um sich und ihre drei Kinder zu

ernähren. „Meine Kinder wohnen bei ihrer Großmutter“, sagt sie, „aber ich sehe sie ja regelmäßig.“ Die Hausmütter arbeiten drei Wochen am Stück und haben dann eine Woche frei.

Erziehung braucht Geduld

Hausväter gibt es in Makumbi nicht. Aber einen Pater, den Leiter der Missionsstation Makumbi. Die letzten acht Jahre war das Pater Heribert Müller. „In Makumbi habe ich eigentlich erst entdeckt, was es heißt, ‚Papa‘ zu sein“, sagt der 53-jährige Jesuit. „Auch ging mir rasch auf, dass die Erziehung von Kindern gar nicht so einfach ist und viel, ja sehr viel Geduld braucht. Oft war da auch das Gefühl, nicht genügend Zeit für die Kinder und die Mütter zu haben.“ Zur Missionsstation Makumbi gehören neben dem Kinderheim eine Pfarrei mit 34 Außenstationen, zwei Schulen mit einem großen Internat und verschiedene soziale Einrichtungen. Viel Leben und viel Arbeit. „Aber die Kinder sind die Seele von Makumbi“, lächelt Heribert Müller, „sie machen die ganze Mission zu ihrem Spielplatz.“ Der laufende Unterhalt des Kinder-



heims wird zum großen Teil über Spenden aus Deutschland finanziert. Um notwendige Renovierungen und Erneuerungen bezahlen zu können, war Heribert Müller immer wieder als „ewiger Bettler“, wie er es schmunzelnd nennt, in seiner alten Heimat unterwegs, um den Kontakt zu deutschen Pfarreien, Schulen, Gruppen und Firmen zu halten.

Übergabe an Pater Nhika

Seine große Hoffnung ist, dass die Freunde und Wohltäter aus Deutschland auch trotz seines Weggangs das Kinderdorf in Makumbi weiterhin unterstützen werden. Seit September ist Pater Heribert Müller in Mosambik, um die Zusammenarbeit innerhalb der süd-afrikanischen Region der Jesuiten zu stärken, und wird dann 2015 eine neue Aufgabe in Simbabwe übernehmen. Sein Nachfolger Pater Admire Nhika ist ein junger einheimischer Jesuit: „Pater Müller hat seine Arbeit hier so gut gemacht, dass es für mich nicht leicht ist, in seine Fußstapfen zu treten. Aber ich werde mit meinem ganzen Herzen die Aufgaben in Makumbi übernehmen.“

Alle Kinder helfen mit

Es ist später Nachmittag geworden und die Kinder sind aus der Schule zurück. Das Leben ist im vollen Gange: Größere Kinder tragen die Kleinen herum, ein Mädchen steht am Herd, ein Junge schneidet Gemüse, ein anderes Mädchen nimmt die Wäsche von der Leine, in einem anderen Haus bügelt ein älterer Junge, draußen wird Fußball gespielt und getobt, andere Kinder sammeln Eier in den Hühnerställen und jäten Unkraut im Gemüsegarten. Was von außen wie ein fröhlich buntes Chaos wirkt, hat eine feste Ordnung: Alle Kinder helfen im Haushalt mit.

Viele Zukunftsträume

Für die älteren Jugendlichen ist es oft nicht leicht, den Übergang vom geregelten Leben im Heim in die eigene Unabhängigkeit zu schaffen. Alle Kinder haben genaue Zukunftsvorstellungen, die vielleicht manchmal mehr Träume als realistische Pläne sind. Der 14-jährige Farai möchte ein internationaler Fußballspieler werden, die 15-jährige Rudo Ärztin, die 12-jährige Benesia Pilotin, der

Blick in eines der Kinderzimmer. Bei Hausarbeiten wie Kochen, Waschen, Bügeln helfen die Mädchen und Jungen mit.



Messe mit Pater Heribert Müller: Jeden Dienstag-nachmittag feiern alle im Kinderheim gemeinsam einen Gottesdienst.

6-jährige Zvikomborrero Soldat und für die 5-jährige Laina steht fest: „Ich will Ordensschwester werden!“

Trauer um Priscilla

Bei einer Arbeitslosenquote von über 90 Prozent sehen die Berufschancen nicht rosig aus. Nicht immer läuft es gut, wenn die Kinder das Heim verlassen. „Das schwerste in meiner Zeit mit den Kindern in Makumbi war der Tod von Priscilla“, erzählt Pater Heribert Müller. „Sie kam vor meiner Zeit als Baby nach Makumbi und war von Geburt an HIV-positiv. Sie hatte sich gut an die Behandlung gewöhnt und nahm jeden Tag ihre antiretroviralen Medikamente. Nach der Mittleren Reife begann sie eine Ausbildung als Friseurin und lebte in einer Gastfamilie in Harare. Alles schien gut zu gehen, bis wir auf einmal hörten, dass sie im Krankenhaus war. Was war geschehen? Sie hatte sich sehr gut gefühlt und begonnen, die Medikamente nur noch unregelmäßig zu nehmen. Die Zahl ihrer weißen Blutkörperchen ging auf ein Minimum zurück, ihr Immunsystem kollabierte und sie

bekam eine schwere Hirnhautentzündung. Sie verlor im Krankenhaus das Bewusstsein und starb eine Woche später. Das war für uns alle eine sehr schmerzliche Zeit, besonders für Schwester Alois, die Mütter und die Kinder. Selten habe ich eine so tränenreiche Beerdigung erlebt.“

Ein Tag geht zu Ende

Heribert Müller denkt eine Weile nach und fügt dann hinzu: „Vater und Mutter ersetzen können wir nicht, doch wir können den Kindern eine frohe und unbesorgte Kindheit schenken. Sie lernen Gott kennen in Gebet und Gesang und wachsen mehr und mehr in der Gewissheit, geliebt und angenommen zu sein.“ Draußen geht das Fußballspiel weiter. Fröhliche Kinderstimmen sind zu hören, dann gibt es einen wütenden Wortwechsel, ein Baby weint, Musik aus einem Radio erklingt, begleitet von Mädchengelächter – ein ganz normaler Tag in der Makumbi-Familie mit 90 Geschwistern und 12 Müttern geht zu Ende.

Judith Behnen

Mit Gott für eine bessere Welt

Pater Admire Nhika, der Nachfolger von Pater Heribert Müller in Makumbi, stellt sich uns vor.

Ich bin 33 Jahre alt und in Harare aufgewachsen. Die Jesuiten habe ich über Pater Oskar Wermter kennengelernt, der regelmäßig in unserer Gemeinde die Messe gefeiert hat. Am Ende meiner Schulzeit dachte ich darüber nach, Priester zu werden und las in einem Artikel über die Jesuiten: „Jeder kann kommen mit dem, was er hat, zur größeren Ehre Gottes.“ Das hat mich beeindruckt und auch beruhigt, denn Religion war in der Schule nicht mein Schwerpunkt gewesen, sondern Erdkunde, Buchhaltung und Betriebswirtschaftslehre. Ich bin dann zu den Jesuiten gegangen, einer von ihnen war Pater Heribert Müller, und das Gespräch mit ihm hat mich bestärkt.

Jesuit aus Liebe

Viele sehen es als merkwürdig an, wenn man katholischer Priester werden will. Aber ich habe gespürt, dass es mich dort hinzieht. Es ist, als würde man sich in jemanden verlieben und kann nicht mehr anders, als an die Person zu denken und in ihrer Nähe sein zu wollen. Ich bin bis heute glücklich, Mitglied der Gesellschaft Jesu zu sein. Ich finde Sinn in meinem Leben und folge dem Traum, gemeinsam mit Gott eine bessere Welt zu schaffen. Natürlich



Pater Nhika im Wohnzimmer eines der acht Familienhäuser im Kinderdorf Makumbi.

gibt es gute und schlechte Momente, aber es ist für mich ein erfüllendes Leben.

Herausforderung und Privileg

Mein Noviziat habe ich in Sambia gemacht, dann zwei Jahre in Simbabwe an einer Schule unterrichtet und anschließend an der Elfenbeinküste Theologie studiert. Französisch zu lernen, war nicht so leicht, aber es war eine große Chance, eine andere Kultur zu erleben und auch die Unterschiede zu Simbabwe zu sehen. Am 20. Juli 2013 bin ich in Simbabwe zum Priester geweiht worden. Anschließend war ich Kaplan in einer gut situierten Pfarrei in Harare und stark in der Jugendarbeit engagiert. Zum 1. September 2014 bin ich als Nachfolger von Pater Heribert Müller nach Makumbi gekommen. Das ist Herausfor-

derung und Privileg zugleich. Ich habe viel von Pater Müller gelernt und ich werde weiterhin von den Menschen um mich herum lernen.

Traurigkeit und Freude

Wenn ich im Kinderheim bin, fühle ich beides: Traurigkeit und Freude. Jedes der Kinder trägt eine traurige Geschichte mit sich. Aber die glückliche Seite ist, dass jemand sie gefunden und nach Makumbi gebracht hat. Hier können sie geschützt in einer liebevollen Umgebung aufwachsen. Wir sind unendlich dankbar, dass es so viele Menschen gibt, die den Kindern helfen wollen und das Heim unterstützen. Wir werden immer für Sie beten und wir freuen uns darauf, unsere Erfahrungen mit Ihnen zu teilen.

Admire Nhika SJ



„Ihre Kinder sind dann unsere Enkelkinder“

Sr. Alois Nyanhete ist 1969 in den simbabwischen Frauenorden LCBL eingetreten, hat Sozialarbeit studiert und leitet das Kinderheim in Makumbi.

Seit wann gibt es das Kinderheim?

Es wurde 1934 gegründet, als die Schwestern von Makumbi begannen, sich um die Babys zu kümmern, deren Mütter bei der Geburt gestorben waren. Vom traditionellen Heim mit großen Schlafsälen sind wir 1993 zur heutigen Familien-Struktur gewechselt.

Wie unterhält sich das Heim?

Lebensmittel wie Mais, Tomaten, Gemüse, Milch und Eier erzeugen wir selbst. Dadurch lernen die Kinder auch etwas über Landwirtschaft. Jede Familie züchtet

Hühner. Das was sie selbst nicht brauchen, verkaufen sie und entscheiden dann gemeinsam, was mit dem Geld angeschafft wird.

Was sind die größten Herausforderungen?

Einige unserer Kinder sind seit ihrer Geburt HIV-positiv und wir gehen mit ihnen jeden Monat ins Krankenhaus, damit sie antiretrovirale Medikamente bekommen. Im alltäglichen Leben des Heims mangelt es uns zurzeit an Betten. Die meisten sind in einem furchtbaren Zustand. Wir konnten dieses Jahr zehn neue Betten kaufen. Aber was ist mit den restlichen 84 Kindern? Wir brauchen außerdem Unterstützung für die Jugendlichen, die zur Universität gehen. Im Moment sind es vier, nächstes Jahr fünf und dann sechs.

Was machen die Kinder, wenn sie das Heim verlassen?

Solche die nicht akademisch talentiert sind, verlassen die Schule nach der 10. Klasse. Wir schicken sie zu Ausbildungskursen und versuchen, Jobs für sie zu finden. Manche machen sich auch auf die Suche nach ihren Verwandten, um dort zu wohnen.

Wie sieht die Verbindung zu ehemaligen Heimkindern aus?

Vor zwei Jahren konnten wir zum ersten Mal ein richtiges Treffen der Ehemaligen organisieren. Ich habe sie gefragt, ob sie nicht eine Vereinigung gründen möchten, um so das Kinderheim zu unterstützen. Letztes Jahr haben sie eine wundervolle Weihnachtsfeier für die Kinder organisiert.

Was sind Ihre schlimmsten und schönsten Erfahrungen?

Das allertraurigste ist, wenn ein Kind stirbt. Ärgern tut es mich etwas, wenn Kinder sich nicht um ihre Zukunft kümmern. Im Gegensatz zu den Kindern aus den Dörfern müssen sich unsere Kinder keine Sorgen um ihre Bildung machen, denn das Heim zahlt die Schulgebühren. Das allerschönste ist, wenn sie es schaffen, zur Universität zu gehen und eine Arbeit zu finden. Später heiraten einige und haben selbst Kinder. Das sind dann unsere Enkelkinder.

Interview: Rebekka Schuppert

Unsere Weihnachtsbitte für Makumbi



Liebe Leserin, lieber Leser!

Mit einem strahlend breiten Lächeln hält der Junge aus Makumbi die Wunderkerze in der Hand. Feste sind etwas Wunderbares für Kinder. Von Herzen bitte ich Sie um Ihr Weihnachtsgeschenk für das Kinderheim in Makumbi. Sei es eine Spende für ein neues Bett (50 Euro), für Schulgebühren (100 Euro) oder für das Gehalt einer Hausmutter (300 Euro) – jeder Beitrag hilft, um die laufenden Kosten in Höhe von 7.000 Euro pro Monat zu finanzieren. Umgerechnet sind das pro Kind und Tag 2,50 Euro. Da das Jugendamt in Simbabwe nichts zahlt, ist das Kinderheim auf unsere Hilfe angewiesen.

Ich danke Ihnen für Ihre Weihnachtsgabe!

*Klaus Väthróder SJ,
Missionsprokurator*

Jesuitenmission
Spendenkonto
5 115 582
Liga Bank
BLZ 750 903 00
Stichwort:
X31144 Kinderheim

Verlorene Heimat

Unsere diesjährige Kunstreihe stammt von dem syrischen Künstler Farid Georges.



Der Künstler Farid Georges mit seiner Tochter Ranim in der Jesuitenmission.

Ranim Georges klingt unendlich erleichtert: „Meine Eltern sind am 27. September nach Deutschland gekommen. Gott sei Dank sind sie jetzt bei uns.“ Die junge Frau aus Syrien lebt schon seit einigen Jahren in Bayern, ihr Mann hat hier seine Fachausbildung zum Psychiater abgeschlossen. In der Wahl seines Berufswunsches hat ihn ein enger Familienfreund geprägt: Pater Frans van der Lugt. Der aus den Niederlanden stammende Jesuit, der am 7. April 2014 im syrischen Homs erschossen wurde, war selbst Psychiater. „Mein Mann ist so etwas wie der Ziehsohn von Pater Frans gewesen. Sein Tod war für uns alle entsetzlich“, sagt sie mit

Tränen in den Augen. Frans van der Lugt war bei den Menschen in der Altstadt von Homs geblieben, die zwischen die Kriegsfronten geraten waren und ihr komplett zerstörtes und ausgeblutetes Viertel erst wieder verlassen durften, als Regierungstruppen den jahrelang erbittert geführten Kampf für sich entschieden haben.

Geplündertes Atelier

In der Altstadt von Homs, nahe der St. Marienkirche des Heiligen Gürtels, ist auch Ranim Georges aufgewachsen, hier hatte ihr Vater sein Atelier. Der 68-jährige Maler Farid Georges hat in seiner Heimatstadt Homs und später an der römischen „Academia di Belle Arti“ studiert. Er hat mehrere Preise erhalten und seine Bilder wurden in verschiedenen arabischen und europäischen Ländern ausgestellt. Jetzt sind die Leinwände das einzige, was ihm von seinem alten Leben geblieben ist. „In der schlimmsten Zeit des Krieges sind wir in eines der umliegenden Dörfer geflohen“, erzählt er. „Als wir in die Altstadt von Homs zurückkehren konnten, war alles verwüstet und mein Atelier war geplündert worden. Nur die Leinwände waren noch da, die

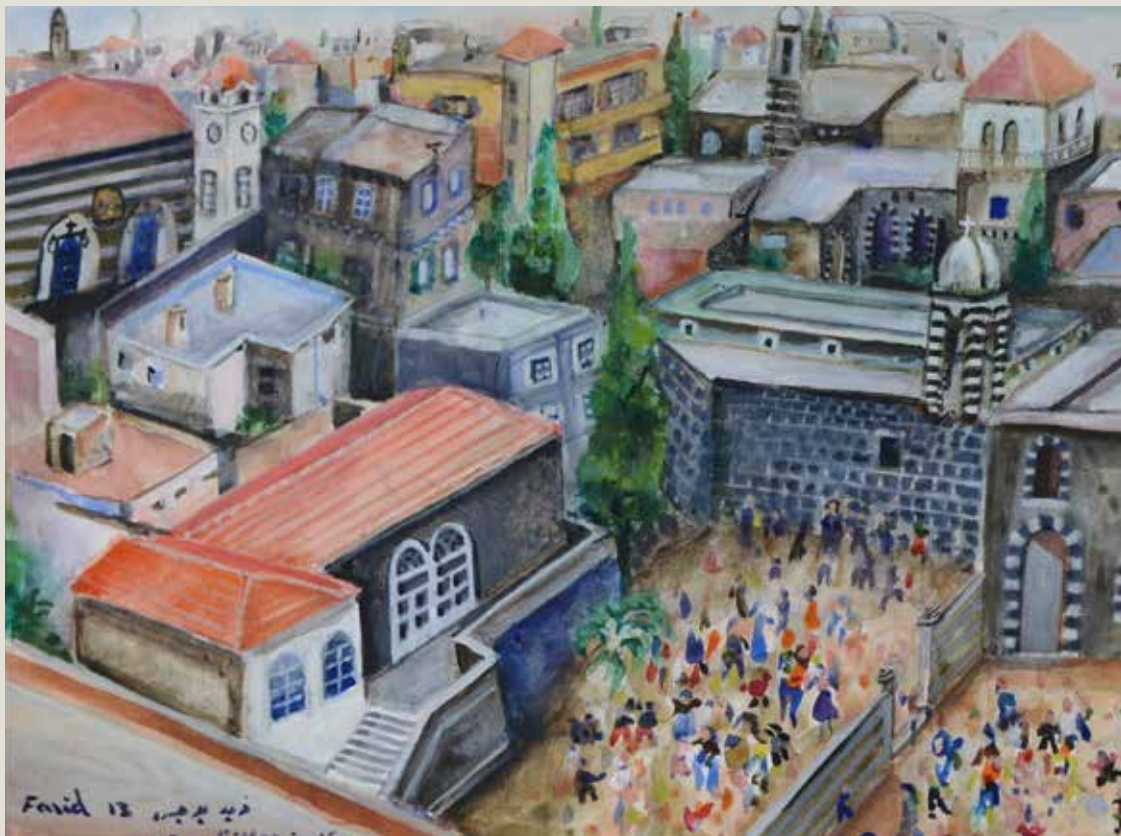
lagen achtlos auf dem Boden herum.“ Mit einem traurigen Lächeln fügt er hinzu: „Daran können Sie sehen, welchen Wert zeitgenössische Kunst momentan in Syrien hat. Als Künstler können Sie dort nicht mehr überleben. Wer will in einer solchen Zeit schon Gemälde kaufen?“

Hoffnung auf Frieden

Aber Farid Georges hat weitergemalt, so wie er seine Hoffnung auf Frieden und den Glauben an ein gutes Zusammenleben von Christen und Muslimen behalten hat. „Früher hat niemand danach gefragt, welcher Religion man angehört“, sagt Farid Georges, „die Feindschaft ist von außen nach Syrien getragen worden.“ Seine Bilder sprechen von der Erinnerung an ein wunderschönes Heimatland, in das die Schrecken des Krieges eingebrochen sind. Auf den folgenden Seiten zeigen wir einen Zyklus seiner Bilder, die wir mit einigen meditativen Zeilen versehen haben.

Joe Übelmesser SJ

Weitere Bilder von Farid Georges finden Sie unter:
kunst.jesuitenmission.de



Das war einst unser Land,
 und das war meine Stadt.
 In den Straßen Sicherheit,
 in den Häusern Geborgenheit.
 Unter den Menschen Freundlichkeit,
 für die Fremden Gastlichkeit.
 Ja, mein so sehr geliebtes Land
 war einst ein Hort der Sicherheit.

Farid Georges, Homs mit der St. Marienkirche des Heiligen Gürtels

Die Kirche verdankt ihren Namen einer Reliquie, die als Gürtel der Gottesmutter Maria verehrt wird. Errichtet wurde sie über einer Unterkirche, die auf das Jahr 50 nach Christus zurückgeht. In der Altstadt von Homs stehen einige der ältesten Kirchen des Nahen Ostens direkt neben alten Moscheen. Die Kirche ist durch die Kämpfe in Homs schwer beschädigt worden.



Und dann mit einem Schlag:
Explosion von Hass und Gewalt.
Der Lärm davon ist nicht verklungen
bis auf den heutigen Tag.
Unsere Stadt ist nicht mehr.
In den Fenstern scheint kein Licht.
Nicht nur Fremde sind geflohen,
sondern auch wir selber.

Farid Georges, Explosion



Mutter der alten Regionen,
in denen einst der Glaube begann
am Anfang der Christenheit.
Vergiss deine Kinder nicht!
Ob sie jetzt in Ruinen hausen,
ob in Zelten, jenseits der Grenze
oder irgendwo in der Fremde,
heimatlos.

Farid Georges, Heilige Frau des christlichen Tales

Die dargestellte Madonna gilt als Patronin und Beschützerin der christlichen Dörfer in der Umgebung von Homs. Das Christentum hat in Syrien eine sehr lange Tradition, in einigen wenigen Bergdörfern wird bis heute aramäisch gesprochen.



Was hier gekauft wird und verkauft,
gehandelt und getauscht,
sind Dinge aus zerstörten Häusern.
Genommen, geplündert, gestohlen,
als die Bewohner weggegangen sind.
Was hier versammelt im Basar
an Gütern und an Gegenständen:
Der Ausverkauf des ganzen Landes.

Farid Georges, Händlerbasar in Homs

„Mit Freunden habe ich in Homs oft den Händlerbasar besucht“, sagt Farid Georges. „Es hat mich fasziniert, was es hier auf der Straße alles zu sehen und zu kaufen gibt.“ Der Künstler hat sich und seine Freunde vorne links ins Bild gemalt. Der historische überdachte Basar in Homs wurde 2012 zerstört.



Haus an Haus und Tür an Tür
 lebten dereinst Muslime und Christen
 in guter, freundlicher Nachbarschaft.
 Bis dann eines Tages ein Riss von Hass
 durch unsere Straßen ging.
 Schrecklich wie ein gewaltiges Erdbeben.
 Und auf einmal wohnte hinter jeder Tür
 im Nachbarhaus: nur noch ein Feind.

Farid Georges, Herzliche Familie

„Christen und Muslime haben vor dem Krieg in guter Nachbarschaft gelebt“, sagt Farid Georges. „In dem Bild kümmert und sorgt sich der Vater um seine Familie, es gibt Nähe und Zusammenhalt.“



Am Tag vor dem Krieg:
Es flanieren auf den Straßen
Menschen in verschiedener Kleidung,
Menschen verschiedener Religionen,
Menschen verschiedener Stände
friedlich nebeneinander.
Ein Augenblick Vergangenheit,
auf einem Blatt Erinnerung gemalt.
Denn auf den Seiten links und rechts
lauert schon der Terror und der Krieg.

Farid Georges, Anfang des Krieges



Wieder bin ich verurteilt,
 gefesselt und am Verhungern
 mit den Menschen in diesem Land.
 Könnt ihr im Westen wirklich nur
 Erklärungen von Menschenrechten
 herunterleiern wie alte Gebete?
 Vielleicht noch eine Prise Mitleid,
 die nur eure reichen Tische würzt,
 doch Salz in unsere Wunden streut.

Farid Georges, Die Bescheidenheit Christi

„Der gefesselte Jesus steht für die leidenden Christen in Syrien“, erklärt Farid Georges.

„Aber die Weltkirche, der rot gewandete Kleriker, hat einfach weiter bequem gelebt.

Wir Christen in Syrien haben uns allein gelassen und ausgeliefert gefühlt.“



Tausend Stimmen auf den Plätzen,
 friedlich rauschend wie ein kleiner Bach.
 Und in die Stille gellen auf einmal
 Schreie von Krieg und Rache und Hass.
 Und eh wir uns versehen,
 ist aus dem murmelnden Bach
 ein wildes Wasser geworden,
 das alles hinweg reißt.

Farid Georges, Aufstand



Sankt Georg, von dem seit alters her
unsere Familie ihren Namen hat.
Einst hast du hoch vom Ross
die Macht des Bösen gebrochen.
Doch jetzt widersteht der Drache
dir – und zugleich uns allen –
direkt ins Angesicht.

Farid Georges, Heiliger Georg

Der heilige Georg wird in Syrien sehr verehrt und ist Namenspatron der Familie Georges.

Der noch unbesiegte Drache symbolisiert den Krieg in Syrien.



Die Hoffnung sehen

Unter schwierigen Bedingungen hat der Flüchtlingsdienst der Jesuiten (JRS) mit der Arbeit im Nordirak begonnen.

Eine Flüchtlingsfamilie in Erbil. Fotos rechts: Erstes Treffen der Frauen, Hallenplatz für Notschule, JRS-Mitarbeiterin Sarab Mukhi (rechts), Leben in Zelten.

Manchmal erzählen die unscheinbarsten Bilder sehr hoffnungsvolle Geschichten. Ein Tisch mit Wolle, ein Kreis von Frauen, eine steht mit Nadeln in der Hand und erklärt etwas. Sarab Mukhi hat dieses Foto aus Erbil im Nordirak gemailt und schreibt dazu: „Das erste Treffen unserer Frauengruppe. Es war für mich ein sehr besonderer Tag und ich möchte die Freude darüber mit euch teilen.“ Die Frauen sind Flüchtlinge in Erbil und das neu gestartete Programm des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes gibt ihnen Raum und Möglichkeit, sich zu treffen, miteinander zu reden und dabei warme Pullover für die Kinder zu stricken. Denn der Winter im Nordirak ist kalt.

Container-Klassen

Das zweite Bild zeigt eine verlassene Halle ohne Dach. Auf der anderen Seite der Straße ist ein Flüchtlingslager, in dem 250 Familien mit vielen Kindern in schulpflichtigem Alter leben. Die offene Halle bietet Schutz und vor allem einen festen Boden, um darin zwölf Klassenzimmer in Container-Bauweise aufzustellen. Jedes Klassenzimmer wird eine Größe von 5x7 Metern haben. Auch Raum für einen Spielplatz wird es noch geben. Bildung ist ein wesentlicher Arbeitsschwerpunkt für den Flüchtlingsdienst der Jesuiten. „Der geistigen Verbohrtheit von Terrormilizen wie dem Islamischen Staat und ihren gewalttätigen Auswüchsen kann man langfristig nur mit Bildung, geistiger Offenheit und Erziehung zum Respekt begegnen“, erklärt Pater Peter Balleis, der internationale JRS-Direktor.

Familienbesuche

Eine weitere wichtige Säule sind Familienbesuche, um die Situation der

Flüchtlinge kennenzulernen, ihr Vertrauen zu gewinnen und ihnen direkt helfen zu können. Schätzungen zufolge sind seit dem Vormarsch der Terrormiliz „Islamischer Staat“ allein in Erbil 120.000 Flüchtlinge neu angekommen. Insgesamt wurden im Irak seit Jahresbeginn 1,8 Millionen Menschen vertrieben. Hinzu kommen mehr als 200.000 syrische Flüchtlinge, die Schutz vor dem Krieg im eigenen Land gesucht hatten. Viele Flüchtlinge leben unter furchtbaren Bedingungen. „Früher haben wir von Hausbesuchen gesprochen“, meint Pater Tony Calleja, „aber der Begriff klingt hier wie ein zynischer Scherz. Man kann die Zelte, durch die es zum Teil regnet, nun wirklich nicht Häuser nennen. Deshalb sprechen wir lieber von Familienbesuchen.“ Bis Jahresende will das JRS-Team in Erbil 300 besonders bedürftige Familien mit Nothilfe unterstützen. Bis Ende Januar 2015 sollen knapp 1.500 Familien besucht worden sein.

Danke!

Möglich ist die Hilfe in Erbil durch Ihre Unterstützung. Auf unseren Spendenaufruf, den wir im Oktober verschickt hatten, haben wir bereits mehr als eine halbe Million Euro erhalten. Wir danken Ihnen von Herzen für Ihre Hilfe, Ihr Gebet, Ihre Spenden, Ihre Aktionen und Ihr Mitgefühl mit den Flüchtlingen im Nordirak. In der ersten weltweit-Ausgabe 2015 werden wir in einem ausführlichen Artikel über den Fortgang der Arbeit berichten.

Judith Behnen



Die Kunst der Rückkehr

Paula Grzesiek (19) war ein Jahr im nordindischen Raiganj und hat dort vor allem Internatschüler betreut, aber auch junge Frauen in Englisch unterrichtet. Sie schreibt über eine Phase des Freiwilligeneinsatzes, die oft unterschätzt wird: das Zurückkommen.



Als ich im Juli 2013 in das Flugzeug nach Indien stieg, ging ich los mit einem Koffer voll rührender Abschiedsworte, einem Flügel-Anhänger, der mich über Grenzen tragen sollte und einem Hausschlüssel, den mir meine Mutter mit den Worten gegeben hatte, dass es einen Ort gibt, an den ich immer zurückkehren kann.

Ein Jahr vergeht schnell

Das Jahr verging, mit all seinen Höhen und Tiefen. Ich lebte

mich ein, versuchte zu verstehen und mich einzufügen, erlebte Erfolge und Niederlagen, vermisste Deutschland und fand neue Freunde. Gerade als ich anfang, mich richtig wohl zu fühlen, war das Jahr auch schon vorbei. Wieder wurden Abschiedskarten geschrieben und Sachen zusammengepackt. Der Tag, den ich mir manchmal so sehr herbei gesehnt hatte und vor dem ich zum Schluss etwas Angst bekommen hatte, stand vor der Tür. Und auf einmal

war ich wieder da, an diesem Ort, an den ich immer zurückkehren konnte.

Die Welt hält nicht an

Die Wiedersehensfreude war überwältigend und ich war so glücklich über das, was ich geschafft hatte. Ich zeigte meiner Familie all die schönen Fotos aus dem fernen Indien. Ich verschenkte stolz die gut riechenden Gewürze, den Tee aus Darjeeling und die bunt bedruckten Stoffe. Doch die erste

Aufregung war schnell vorbei und ich machte die Erfahrung, dass die Welt nicht eben mal anhält, nur weil ich nach einem Jahr zurückgekehrt war. Die Leute lebten ihr Leben weiter und jeder hatte seine Arbeit zu erledigen, seine Pflichten zu erfüllen, seinen Aufgaben nachzugehen. Nur ich fühlte mich fehl am Platz und ein wenig verloren. Alles zog an mir vorbei, ich fand keine Ruhe und die Zeit schien so viel schneller zu vergehen als in Indien.

Staunen über Gewohntes

Dann fing ich an, mich damit abzufinden, wieder in Deutschland zu sein. Am Anfang staunte ich kurz über die Mülltrennung, das warme Wasser aus der Leitung, die minutengenauen Fahrpläne an den Bahnhöfen oder die Vielfalt an Zahnpastamarken im Supermarkt, ja es war ein wenig überfordernd. Manchmal saß ich einfach da, inmitten meiner Freunde und schaute sie mir an. Nur die wenigsten konnten nachvollziehen, was ich erlebt hatte und wie es sich anfühlte, sich in der Fremde heimisch und in der Heimat fremd zu fühlen. Ich ärgerte mich über die Menschen, die nur auf ihr Handydisplay schauten und so dermaßen unwichtige und nebensächliche Nachrichten verschickten.

Schnell wieder im Trott

Kaum einen Monat später war ich wieder einer dieser Menschen geworden. Ich bewun-

derte die Schnelligkeit, mit der ich mich über alles auf dem Laufenden halten konnte. Ich wollte sofort wieder überall dabei sein, ich nahm jede Einladung an, fing gleich wieder an zu kellnern, besuchte meine Familie in Bayern und in Frankreich, schrieb Bewerbungen für Praktika und Ausbildungsplätze. Ich besorgte mir einen Terminkalender und erstellte To-do-Listen. Deutschland hatte mich schnell wieder voll im Griff.

Ich habe mich geändert

Und doch, es kann ja nicht alles genau so sein wie vorher? Irgendetwas muss sich doch geändert haben? Manchmal schaffe ich es, von meinem Handydisplay aufzuschauen, aus dieser Flut an Information auszusteigen und mir über Folgendes klar zu werden: Ich habe mich geändert. Jede Entscheidung, die wir treffen, jeder Mensch, der uns begegnet und jeder Ort, an dem wir sind, beeinflusst unser Leben. Ich traf die Entscheidung, für ein Jahr ins Ausland zu gehen und habe dadurch ein Land, seine Leute und seine Sprache kennen gelernt. Zumindest einen Ausschnitt da-

von. Und ich habe mich selbst neu kennen gelernt.

Brücken bauen

Inzwischen fühle ich mich hier wieder sehr wohl und genieße die Freiheiten und langjährigen Freundschaften, die ich nur hier habe. Ich weiß, dass ich manche Dinge in Indien lassen muss und andere mit nach Deutschland nehmen kann. Der Chai ist längst ausgetrunken, die indischen Gewürze schmecken hier einfach nicht so wie in Indien und meine bunten Churidas liegen im Kleiderschrank. Indien wird trotzdem immer bei mir bleiben, in den Freundschaften und Erinnerungen, in meinem Interesse für das Land. Ab und zu telefoniere ich mit den Jesuiten dort und wenn beim Zeitungslesen das Wort „Indien“ meine Augen streift, hat der dazugehörige Artikel Vorrang vor allen anderen. Ich muss mir nur manchmal die Zeit nehmen, die hier so vielen zu fehlen scheint, um den krassen Kontrast zwischen den beiden Ländern zu überbrücken und das zu vereinen, was mir von beiden am wertvollsten und wichtigsten erscheint.

Paula Grzesiek

Weltbegeisterte Rückkehrer

Das Team der Jesuit Volunteers bietet ein Netzwerk für ehemalige Freiwillige, die Kontakt zu anderen Weltbegeisterten suchen, sich bei Workshops oder Vorbereitungsseminaren einbringen wollen, im Rahmen von Exerzitien ihre Erfahrungen reflektieren möchten oder Unterstützung bei der Planung eigener Aktionen brauchen. Infos und Kontakt: www.jesuit-volunteers.org



Wie sieht es auf der Insel Culion ein Jahr nach dem Taifun aus, der am 8. November 2013 Dörfer zerstört und Lebensgrundlagen entzogen hat?

Im Osterheft hatten wir Ihnen die philippinische Insel Culion vorgestellt und Sie um Unterstützung für die langfristige Wiederaufbau- und Entwicklungshilfe gebeten. 140.000 Euro haben Sie auf diese Bitte gespendet, so dass wir zusammen mit den Spenden direkt nach dem Taifun insgesamt einen Betrag von 620.000 Euro erhalten haben. Die akute Nothilfe und die langfristige Wiederaufbauarbeit haben wir auf der europäischen Ebene der jesuitischen Hilfswerke koordiniert, mit einem Gesamtbudget von über 2 Millionen Euro. Unser Partner auf den Philippinen ist das jesuitische Hilfs- und Sozialwerk SLB.

Genug Geld

Die gute Nachricht: Das Geld reicht. Für die erste Phase der Nothilfe, bei der in 53 Transporten Lebensmittel, Solarlampen und weitere Hilfsgüter an Zehntausende Taifunopfer verteilt wurden, hat SLB sehr erfolgreich lo-

kale Spenden generiert. Ein Großteil unseres Budgets konnte deshalb in den langfristigen Wiederaufbau der Insel Culion fließen. Für die drei betroffenen Fischerdörfer Binudac, Osmeña und Galoc sowie für die indigene Gemeinschaft der Tagbanuas auf einer Nachbarinsel hat SLB mehrere Projektlinien entwickelt: Anschaffung und Reparatur von Fischerbooten, Wiederaufbau von zerstörten Häusern, Neubau von Evakuierungszentren, die gleichzeitig als Mehrzweckhallen dienen, Bau eines kleinen Internates für entfernt wohnende Schüler, die Bildung von Kooperativen zur besseren Vermarktung des Fischfangs, Ausbau des Ökotourismus – und vor allem Mobilisierung und Stärkung der Dorfgemeinschaften, um geplante Projekte gemeinsam zu tragen.

Vom Boot bis zur Mobilbank

Was wurde bisher erreicht? Von März bis Juni wurden neue Fiberglasboo-

te an Fischerfamilien verteilt oder wahlweise Material, um Boote zu reparieren oder selbst zu bauen. Erstaunlicherweise bevorzugten viele die zweite Möglichkeit. SLB-Mitarbeiter Ye Nunez war davon nicht überrascht: „Wir respektieren die Kultur der Inselbewohner und ihre Fähigkeit, Dinge selbst herzustellen.“ Vor allem die Tagbanuas haben ihre ganz eigene Art, Boote und Häuser komplett ohne Nägel, Schrauben oder sonstiges Metall zu bauen. In groß angelegten Dorfaktionen wurden die Strände von immer noch herumliegenden oder angeschwemmten Taifun-Trümmern gereinigt. Im Sommer begann der Bau von vier Mehrzweck- und Evakuierungszentren. Teams von SLB haben verschiedene Seminare und praktische Übungen in Katastrophenvorsorge, Kooperativenbildung, Buchhaltung und Existenzsicherung durchgeführt. Als Ergebnis der Workshops haben zwei Dorfgemeinschaften eigene Selbsthilfvereine gegründet, die mittlerweile von der lokalen Regierung anerkannt sind. Im Juli wurde auf Culion die erste „BPI Globe BankO“ eröffnet, ein alternatives Banksystem, das über Mobiltelefon funktioniert und als Plattform für Mikrofinanzen und soziale Entwicklung dient.

Umsiedlung notwendig

Es ist also einiges geschehen auf Culion. Es gibt aber auch eine schlechte Nachricht: Das Hausbauprojekt hat sich deutlich verzögert. Pater Pedro Walpole, ein führender Experte in „Disaster Risk Management“, hat die Lage der drei Fischerdörfer und mögliche Umsiedlungsorte überprüft. Sein Ergebnis: Alle drei Dörfer würden



beim nächsten Taifun wieder getroffen werden, aber alle geplanten Umsiedlungsplätze haben einen anderen Haken. Entweder ist Zugang zu Trinkwasser ein Problem oder Bodenerosion oder eine zu exponierte Hügellage oder die fehlende Akzeptanz bei der Dorfgemeinschaft, weil der neue Ort zu weit vom Meer entfernt ist. Pater Walpole ist sich jedoch sicher: „Umsiedlungsmaßnahmen sind immer sensibel. Der Prozess mit allen Beteiligten ist das Wichtigste für den langfristigen Erfolg, selbst wenn er Jahre dauert. Ich habe so viele Fälle gesehen, in denen viel zu schnell wieder aufgebaut wurde und beim nächsten Taifun waren die Schäden noch schlimmer. Das hilft niemandem.“ Die Fischerfamilien haben in ihren alten Dörfern alle wieder ein Dach über dem Kopf – so vorläufig und provisorisch es auch sein mag. Wir können momentan nur hoffen, dass bald der Bau von neuen Häusern an einem sicheren Platz beginnen kann.

Reparierte Stelzenhütten und eines der neuen Boote. Feste neue Häuser werden gebaut, wenn die Umsiedlungspläne geklärt sind.

Klaus Vätthöder SJ



Der tanzende Jesuit

Tanzunterricht unter Anleitung von Pater Saju George: Für die Schritte und Gesten des indischen Tanzes braucht es viel Übung.

Pater Saju George hat in Kalkutta ein Zentrum gegründet, in dem Kinder Unterricht erhalten und die Schönheit des indischen Tanzes kennenlernen.

Aufmerksam verfolgt Pater Saju jede Geste seiner Schülerinnen. Mit leicht gebeugten Knien, die Oberkörper kerzengerade, folgen sie in graziösen Bewegungen den Klängen der Musik. Was auf den ersten Blick so leicht und mühelos erscheint, ist das Ergebnis vieler Übungsstunden.

Zementierte Rangordnung

„Unsere Zeit ist abgelaufen, aber ihr könnt noch etwas üben, wenn ihr wollt“, beendet der Lehrer die Trainingseinheit. Also bleiben Sneha, Kotha, Deepa und Sushama noch eine Weile in dem schlichten Übungsraum und wiederholen die eben gelernten Schrittfolgen. Die vier Mädchen stammen aus den Dörfern der Umgebung, sie gehören zur Schicht der

Dalits, der „Unberührbaren“. Deren Platz in der indischen Kastengesellschaft ist seit Jahrhunderten wie zementiert: am untersten Ende der sozialen Rangordnung. Und das bedeutet zugleich ein Leben in bitterer Armut, in Rechtlosigkeit und Unterdrückung.

Nicht nur den Kopf bilden

Die Eltern der Kinder haben keine andere Wahl: Sie müssen sich als Tagelöhner verdingen, um ihre Familien über Wasser zu halten. Für einen Tanzunterricht der Kinder ist das Geld viel zu knapp. Umso dankbarer sind die Eltern, dass ihre Mädchen und Jungen bei ihm, dem international bekannten Tänzer und Jesuitenpater Saju George, in die Schule gehen dürfen. Hier erhalten sie nicht nur Unterricht in Mathematik und Englisch, sondern auch

in Yoga, Musik und im traditionellen indischen Tanz. „Wir wollen nicht nur den Kopf bilden“, sagt der 49-jährige Jesuit, „sondern auch das Herz und die Seele. All das gibt den jungen Menschen Kraft und ein Zutrauen, dass sie etwas können und wertvoll sind.“

Herz der Kunst

Die Meisterschaft im Tanz, wie Pater Saju sie beherrscht, setzt nicht nur eine große Portion Talent voraus, sondern auch jahrelanges intensives Training. Die Kinder, die bei Pater Saju zur Schule gehen, wissen nicht, dass sie von einem Künstler gefördert werden, der mehrere bedeutende Auszeichnungen erhalten hat und die Bühnen der Welt kennt. Die Faszination für Mutter Teresa, den „Engel der Armen“, hat ihn vor mehr als zwanzig Jahren von Kerala nach Kalkutta geführt. Hier ist er in den Jesuitenorden eingetreten und hat damit begonnen, einen Ort zu schaffen, der über den täglichen Kampf ums Überleben hinausweist. Denn darin liegt das Wesen der Kunst: Den Menschen über sich selbst zu erheben – hin zum Transzendenten. Pater Saju steckt alle Energie in sein Zentrum für Kunst, Kultur und Spiritualität, das den indischen Namen Kalahrdaya, Herz der Kunst, trägt. Die Mittel für sein Zentrum verdient Pater Saju weitgehend selbst – mit Tanz-Workshops und Meditationskursen in Europa. Hier trifft er auf ein fasziniertes Publikum: „In Europa suchen die Menschen so sehr nach Spiritualität und finden wenig. Der Tanz ist eine Form des Gebets.“

Auftritte in Europa

Unter dem Titel „Stretching the body – stretching the soul“ veranstaltet missio



München regelmäßig Seminare mit Pater Saju. Und auch seine Tanzauftritte in Kirchen und Bildungshäusern sowie seine Workshops in Schulen und Pfarreien kommen sehr gut an. Die Jesuitenmission Zürich hat Pater Saju mit begleitenden Musikern für nächstes Jahr eingeladen. Die Zeit vom 25. bis 30. April 2015 hat er für Auftritte in Deutschland eingeplant. Wer Pater Saju einladen und so auch sein Zentrum unterstützen möchte, möge sich melden.

Elmar zur Bonsen

Der tanzende Jesuit Saju George ist international bekannt und kommt oft nach Europa.

Laden Sie Pater Saju ein!

Sie möchten in Ihrer Pfarrei oder Schule einen Abend mit Pater Saju organisieren? In der Zeit vom 25. bis 30. April 2015 besteht dazu die Möglichkeit.

Bitte melden Sie sich bei Gabriela Rüegg-Stürm von der Jesuitenmission Zürich: gabriela.rueegg@jesuitenmission.ch

Ein Video über das Zentrum von Pater Saju finden Sie unter unseren Kurzfilmen: jesuitenmission.de/1330



Der Regenfänger

Der Schweizer Jesuit Hermann Bacher, der kürzlich seinen 90. Geburtstag feierte, hat in Indien eine erfolgreiche Methode eingeführt, um trockenes Land zum Blühen zu bringen.



Hermann Bacher SJ
und im großen Bild
Robert D'Costa SJ,
einer der Nachfolger.

In Nimbhare, mitten im indischen Bundestaat Maharashtra, ist es unglaublich heiß. Seit Monaten gibt es keinen Tropfen Regen und trotzdem entdecken wir hier und da zwischen den Häusern kleine Gemüsegärten und grüne Maisfelder. Wie ist das möglich? Wir sind zuvor stundenlang durch Geröllwüsten und vertrocknete Felder gefahren. Und hier sehen wir grüne Pflanzen. Das Geheimnis heißt: Watershed.

Wer hat's erfunden?

Die Watershed-Methode wurde in den 1980er Jahren vom Schweizer Jesuiten Hermann Bacher entwickelt. Pater Bacher lebte seit den 1960er Jahren in Indien und setzte sich stark für die Bevölkerung im ländlichen Raum ein. Die Watershed-Methode bringt Wüsten wieder zum Blühen. Entlang der

Berghänge werden Gräben gezogen, die das Regenwasser auffangen und verhindern, dass es sofort versickert. Nach dem Regen werden die Gräben zugeschüttet und mit jungen Bäumen bepflanzt. Ihre Wurzeln halten den neuen fruchtbaren Erdboden fest. Für die Menschen bedeutet Watershed: Nahrung, Wasser, Bildung für ihre Kinder.

Geröll und trockene Erde

Im Dorf Bardevasti wenden die Menschen seit ein paar Monaten die Watershed-Methode an, erste Erfolge sind schon sichtbar, aber die Dorfbewohner stehen noch am Anfang. Lehm, Zweige und Gräser bilden die Bausubstanz der niedrigen Hütten. Ein kleiner Raum zum Wohnen, Kochen, Essen, Schlafen, für uns kaum

vorstellbar. Um die Hütten herum gibt es nichts, nur trockene Erde und vereinzelte Sträucher, die den unwirtlichen Bedingungen zu trotzen versuchen. Und dennoch sind die Männer und Frauen im Dorf guten Mutes. Sie freuen sich auf die kommenden Jahre, denn sie wissen: Bald schon wird auch ihr Dorf eine kleine Oase sein.

Ein harter Weg

Es wird ein harter Weg für die Dorfbewohner, wie Pater Robert D'Costa, der Leiter des Tribal Watershed Programmes, zu berichten weiß: „Wir arbeiten hier mit den Tribals, also den Ureinwohnern Indiens. Sie sind die Ärmsten der Armen. Die meisten dieser Leute haben kein Land oder nur ein sehr kleines Stück Land. Alles hier war hügelig, deshalb haben wir zuerst das Gelände geebnet und eine Möglichkeit der Bewässerung durch die Watershed-Arbeit geschaffen. Wasser ist hier ein großes Problem. Es gibt reiche Farmer mit viel Wasser, aber für die Armen bleibt nichts übrig. Beim zweiten Versuch, einen Brunnen zu graben, gab uns Gott glücklicherweise ein kleines bisschen Wasser. So haben die Dorfbewohner jetzt genügend Wasser zum Trinken und etwas für die Bewässerung für das Land, auf dem sie Gemüse anbauen.“

Wasser ist Leben

Für die Dorfbewohner hat sich vieles verbessert, seitdem die Watershed-Methode in ihrem Dorf angewandt wird. Die erste Ernte spricht für sich. Der Überschuss kann auf dem Markt verkauft werden, so haben die Dorfbewohner ein Zusatzeinkommen. Aber auch im Alltag erleichtert die Wa-

tershed-Methode vieles. „Früher sind wir jeden Tag zwei bis drei Kilometer gelaufen, um Wasser zu holen“, sagt Suman Karbhari Barde, „aber durch den Brunnen ist jetzt genug Wasser für uns da.“ Wasser ist Leben. Genauso wie es die Menschen und die Tiere mit neuer Energie versorgt, kann sich auch der Erdboden erholen und erlangt seine alte Fruchtbarkeit zurück. Nach und nach werden die Hänge wieder grün.



Natur und auch Menschen gesunden. Denn ein wichtiger Teilaspekt von Watershed ist die bessere Hygiene. Pater Robert erinnert sich gut, dass es in vielen Dörfern früher mit den ersten Regenfällen immer Krankheitswellen gab. Watershed hat diese Situation geändert: „Die Krankheiten gehen zurück, weil die Dorfbewohner jetzt sauberes Trinkwasser haben, viel Gemüse anbauen und Milch haben. Ein anderer Grund ist, dass es früher keine Toiletten hier gab und mit den ersten Regenfällen der ganze Schmutz in den Teich gespült

Im Dorf Bardevasti gibt es endlich sauberes Wasser für alle.



wurde, von wo sie ihr Trinkwasser bezogen. Jetzt sammeln wir das Abwasser in Sickergruben.“

Soziale Effekte

Neben den ökologischen und gesundheitlichen Effekten sind auch die sozialen Auswirkungen positiv. Tribals sind über Jahrzehnte hinweg in unwirtliche Gegenden abgedrängt worden. Die meisten Erwachsenen sind nie zur Schule gegangen. Das karge Land kann sie kaum ernähren, so sind sie gezwungen, als Tagelöhner auf der Suche nach Arbeit umherzuwandern. Ein großer Traum für die Eltern ist es, ihren Kindern den Schulbesuch zu ermöglichen. Aber wie, wenn sie keinen festen Wohnort haben? Durch die Watershed-Methode können sich die Tribals an einem Ort niederlassen, mit der Landwirtschaft ihre Familien ernähren und ihre Kinder endlich in

die Schule schicken. In Nimbhere ist dieser Traum schon wahr geworden.

Ein Dorf lebt wieder

Pater Robert erzählt: „Wir arbeiten hier seit sechs Jahren. Davor waren die Leute Wanderarbeiter und haben in den Ziegeleien gearbeitet. Ganz früher gab es hier sehr fruchtbares Land. Aber alle Bäume wurden gefällt für den Hausbau, für Brennmaterial und um Holzkohle herzustellen. Die wurde in die Städte gebracht und hier wurde alles zerstört. Wenn die Natur verschwindet, verschwinden auch die Menschen. Wir kamen mit ihnen wieder hierher und sagten ihnen, dass sie mit der Watershed-Methode das Land wieder fruchtbar machen können. Gemeinsam erschlossen wir das ganze Gebiet, zogen Gräben, bauten Wasserbecken und das ganze Regenwasser wurde gesammelt. Wir begannen Bäume zu pflanzen und jetzt ist das Ergebnis zu sehen: Das ausgelaugte, wüstenartige Land hat sich wieder in ein Paradies verwandelt.“

Das schönste Geschenk

Zuckerrohr, Tomaten, Zwiebeln und vieles mehr wächst jetzt auf dem Land – dank der harten Arbeit der Dorfbewohner und dank der Watershed-Methode. Die heute grünen Dörfer in Indien sind wohl das schönste Geschenk zum 90. Geburtstag des Schweizer Pioniers Pater Hermann Bacher.

Kathrin Prinzing

Ein Video über das Watershed-Projekt finden Sie unter unseren Kurzfilmen: jesuitenmission.de/1330



Kunst am Zaun

Von der Arche zu den Boatpeople – Flucht und Vertreibung im Wandel der Zeit

Exponate aus dem Kunstarchiv der Jesuitenmission sind mit Texten und Fotos zu einer einzigartigen Ausstellung kombiniert. Als Ausstellungssystem dienen Schutzzäune, die zum Teil mit Stacheldraht bewehrt sind. 46 Kunstwerke aus aller Welt laden zur Auseinandersetzung mit dem Thema Flucht ein. Biblische Motive kommen ebenso vor wie Schreckensbilder verschiedener Fluchterfahrungen und der Leidensweg derjenigen, die über das Mittelmeer Europa erreichen wollen. Zu sehen ist die Ausstellung im Nürnberger Caritas-Pirckheimer-Haus vom 3. Dezember 2014 bis zum 10. Januar 2015.

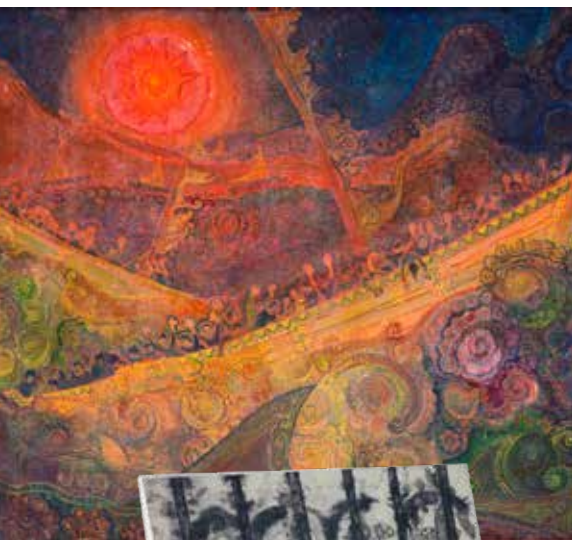
Zur Vernissage am 3. Dezember um 19 Uhr möchten wir Sie herzlich einladen. Zuvor feiern wir um 17:45 Uhr einen Gottesdienst zum Fest des Heiligen Franz Xaver, den Patron aller Missionare. Wir freuen uns auf Ihr Kommen!

Mittwoch, 3. Dezember 2014

Gottesdienst: 17:45 Uhr in der Offenen Kirche St. Klara

Vernissage: 19 Uhr in der Akademie CPH, Königstr. 64, 90402 Nürnberg

Einführung ins Thema: Fridolin Pflüger SJ vom Jesuiten-Flüchtlingsdienst



Ein Kunstwerk für jeden Monat

Bestellen Sie den Tischkalender 2015 der Jesuitenmission

In unserem Tischkalender zum Aufklappen zeigen wir Ihnen zwölf Kunstwerke aus unserer Wanderausstellung „Von der Arche zu den Boatpeople – Flucht und Vertreibung im Wandel der Zeit“. Die meisten unserer Künstler aus Asien, Afrika und Lateinamerika kennen Erfahrungen von Flucht, Armut und Ausgrenzung aus eigener Anschauung. Auf den Rückseiten der Kalenderseiten finden Sie Informationen zu den Kunstwerken und wir stellen Ihnen einige Hilfsprojekte für Flüchtlinge vor. Die Gemälde stammen alle aus dem Kunstarchiv der Jesuitenmission. Mehr dazu finden Sie auf unserer Homepage: kunst.jesuitenmission.de

Sie möchten unseren Kalender 2015 für sich selbst haben oder an Verwandte und Freunde verschenken? Gerne senden wir Ihnen den Kalender kostenlos zu und freuen uns über eine Spende für die vorgestellten Projekte. Schicken Sie uns einfach eine E-Mail an prokur@jesuitenmission.de oder rufen Sie uns an unter 0911/2346-160. Da der Vorrat begrenzt ist, sollten Sie schnell bestellen!



Podium und Diskussion

Der glücklichste Flüchtling ist jener, der zu Hause bleiben kann

Sowohl Papst Franziskus als auch Bundespräsident Gauck fordern Europa auf, mehr zur Lösung des „Flüchtlingsproblems“ zu tun. Dies verlangt differenzierte und zeitgleiche Maßnahmen sowohl im Bereich der internationalen Entwicklungszusammenarbeit, Friedens- und Asylpolitik. Am Tag der Menschenrechte möchte eine Kooperationsveranstaltung von Caritas-Pirckheimer-Haus, Jesuitenmission und Netzwerk Afrika Deutschland mit Podiumsdiskutanten aus Politik, Kirche und Gesellschaft einen Beitrag zu Bestandsaufnahme und Perspektiventwicklung leisten.

Leitung: P. Dr. Jörg Alt SJ, Jesuitenmission und Dr. Doris Katheder, CPH
Zeit: Mittwoch, 10. Dezember 2014, 17 – 20 Uhr

Ort: Akademie Caritas-Pirckheimer-Haus, Königstr. 64, 90402 Nürnberg

Mehr Informationen: www.cph-nuernberg.de



weltweit – die Jesuitenmission

Überall auf der Welt leben Jesuiten mit den Armen, teilen ihre Not, setzen sich für Gerechtigkeit und Glaube ein. Über dieses weltweite Netzwerk fördert die Jesuitenmission dank Ihrer Spenden rund 600 Projekte in mehr als 50 Ländern. Sie leistet Unterstützung in den Bereichen Armutsbekämpfung, Flüchtlingshilfe, Bildung, Gesundheit, Ökologie, Menschenrechte und Pastoralarbeit.

weltweit – das Magazin

gibt viermal im Jahr einen Einblick in das Leben und die Arbeit unserer Missionare, Partner und Freiwilligen.

Herausgeber: Klaus Vähröder SJ
Redaktion: Judith Behnen
Gestaltung: Katja Pelzner, dialog
Druck auf zertifiziertem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft: EOS St. Ottilien
ISSN 1860-1057, erscheint vierteljährlich
Ausgabe: 4/2014 – Weihnachten

Bildnachweise:

Lauer (Titel, S. 5, S. 7-8), Noack (S. 2, S. 33-34, Rücktitel), Fengler (S. 4), Ender (S. 4-6, S. 10, S. 28-29, S. 30-32, S. 35), Schuppert (S. 6), Nhika SJ (S. 9), Ott (S. 11), Behnen (S. 12), Georges (S. 13-21), Mukhi/JRS (S. 22-23), Grzesiek (S. 24), Funes (S. 26), Palafox (S. 27), Archiv (S. 30)

Leserbriefe bitte an:

Redaktion *weltweit*
Königstraße 64, 90402 Nürnberg
Tel. 0911 23 46-160, Fax -161
weltweit@jesuitenmission.de
www.jesuitenmission.de

Spendenkonto: 5 115 582
Liga Bank, BLZ 750 903 00
IBAN: DE61 7509 0300 0005 1155 82
SWIFT: GENO DEF1 M05



Ja, schicken Sie mir weltweit – das Magazin der Jesuitenmission ab der nächsten Ausgabe bitte kostenlos zu. (Für neue Abonnenten)

Vorname, Name

Straße, Nr.

PLZ, Ort

E-Mail (falls vorhanden)

Geburtsdatum (freiwillige Angabe)

Deutsche Post 
ANTWORT

An die
Jesuitenmission
Redaktion *weltweit*
Königstraße 64
90402 Nürnberg



**Wir wünschen Ihnen
eine gesegnete Advents-
und Weihnachtszeit!**

jesuitenmission.de

Königstr. 64 • 90402 Nürnberg

Telefon: 0911 2346-160

E-Mail: prokur@jesuitenmission.de

IBAN: DE61 7509 0300 0005 1155 82

SWIFT-BIC: GENO DEF1 M05